Einzelpreis M. 5.— Vorzugspreis M. 3.75

ABHANDLUNGEN AUS DEM GEBIETE DER SEXUALFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrage der

Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung von

Redigiert von Dr. MAX MARCUSE. Berlin

Band III Jahrgang 1920/21 Heft 6

Der Klatsch über das Geschlechtsleben Friedrichs II. Der Fall Jean-Jacques Rousseau

Von

Dr. Gaston Vorberg



A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG, BONN

Der Klatsch über das Geschlechtsleben Friedrichs II.

Der Fall Jean-Jacques Rousseau

Von

Dr. Gaston Vorberg



BONN 1921
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn)

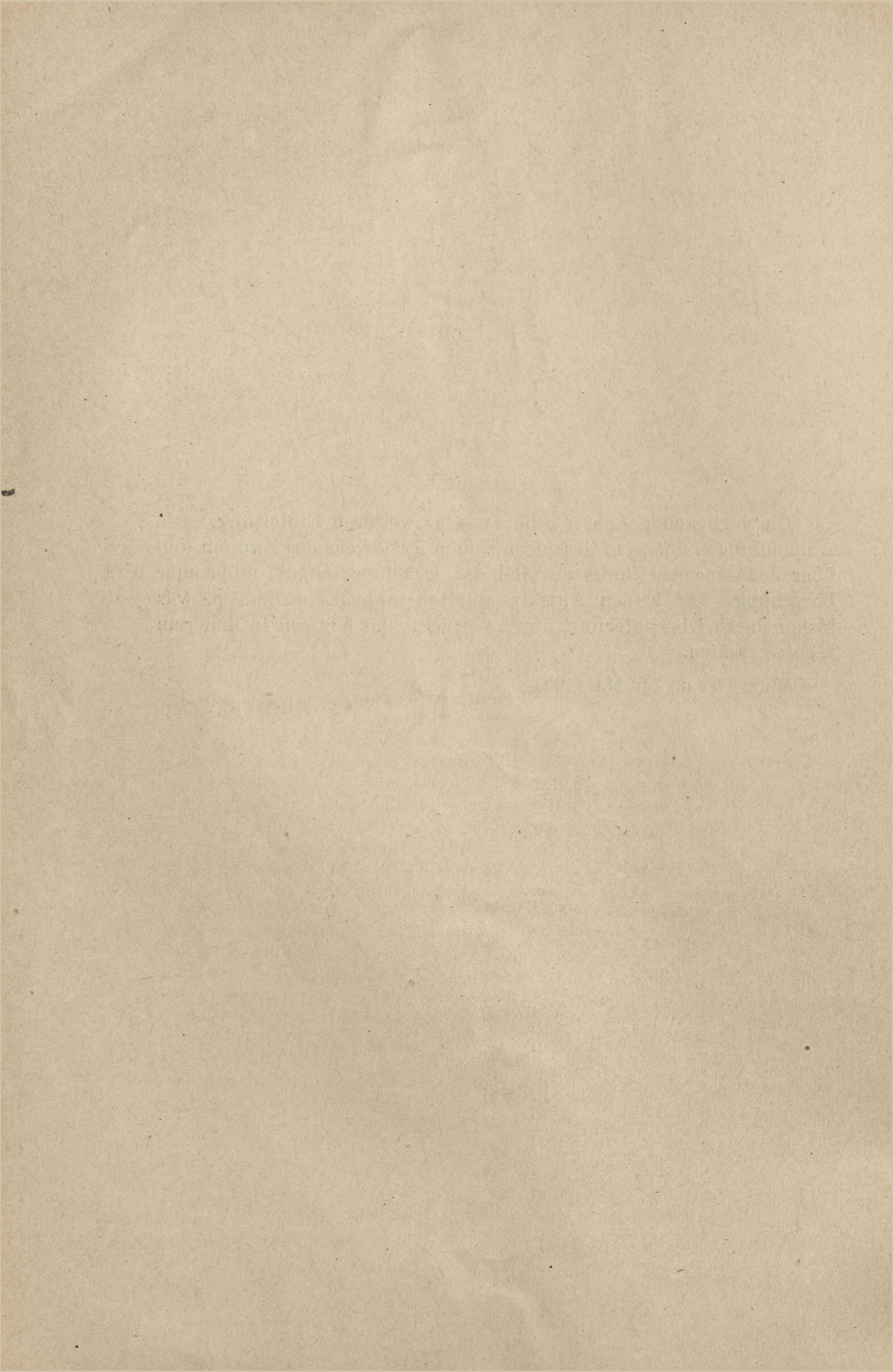


Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H.. Leipzig.

Die vorliegende Arbeit bedarf keiner weiteren Einleitung. Die Abhandlungen über das Geschlechtsleben Friedrichs des Zweiten und über Jean-Jacques Rousseau sind das Ergebnis langer, mühsamer Forschung. Die beiden Aufsätze dürften manches aufklären, was bisher durch Überlieferung, durch Gerücht und Klatsch in anderem Lichte erschien.

München, im Mai 1921.

Vorberg.



I.

Der Klatsch über das Geschlechtsleben Friedrichs II.

Friedrich der Große ist wohl eine der eigenartigsten Herrschergestalten, die jemals auf einem Königsthrone gesessen haben. Alle Welt glaubte, daß der schwächliche Sohn Friedrich Wilhelms nach seiner Thronbesteigung das Leben eines Mediceers führen würde, ein weichliches, den Musen gewidmetes Leben und allen Kriegstaten abhold. Aber dieser Friedrich setzte die Welt in Staunen, er wurde ein kühner Feldherr, ein glänzender Staatsmann und fand trotzdem Zeit, dauernd mit den größten Gelehrten und Künstlern in Gedankenaustausch zu treten und seinen Neigungen nachzugehen.

Friedrich war ein duldsamer und liebenswürdiger Herrscher, verdroß man ihn aber, so zeigte er sich nicht immer wählerisch in seiner Ausdrucksweise, in beißenden Spottreden machte er seinem Unwillen Luft. Die Höflinge und Neider, denen sein Spott galt, waren keineswegs immer gewillt, solche Demütigungen geduldig hinzunehmen. Sie rächten sich durch Schmähschriften, worin sie den König bloßzustellen suchten. Friedrich wurde als Pharisäer, als Geizhals, als ruhmsüchtiger Streber vorgeführt, das Volk schmachte in Sklavenketten usw. Nicht genug damit, auch über das Geschlechtsleben verbreitete man Behauptungen, die ihn verächtlich machen sollten. Friedrich, der Weiberhasser und Enthaltsamkeitsheuchler, gebe sich heimlich der griechischen Liebe hin. Zuerst tauchte die Beschuldigung widernatürlicher Neigungen Friedrichs 1753 auf in der Idée de la personne, de la manière de vivre et de la cour du roi de Prusse, sie kehrte dann 1766 in den Matinées du roi de Prusse écrites par lui-même wieder, findet sich auch in den Mémoires pour servir à la vie de Voltaire (1784), in der Vie privée du roi de Prusse und in Büschings Charakter Friedrichs II. (1788). Man wußte nicht recht, wer der Verfasser jener Schmähschriften sei. Es tauchten allerhand Vermutungen auf. Für die „Idée“ machte man T y r c o n n e l l, L a B e a u m e l l e verantwortlich, als Verfasser der „M a t i n é e s“ nannte man den piemontesischen Offizier P a t o n o und B o n n e v i l l e, Flügeladjutanten des Marschalls von Sachsen. Bonneville sollte von dem Schreiber Friedrichs wirkliche und angebliche Äußerungen des Königs erhalten und zu den Matinées verarbeitet haben[1].

[1]) Im Jahre 1860 glaubte Henri Nadault de Buffon, ein Nachkomme des berühmten Naturforschers, beweisen zu können, daß Friedrich II. der Verfasser der „Matinées“ sei. Er behauptete, im Nachlasse seines Großoheims sei die Handschrift der „Matinées“ gefunden worden. Er stützte sich auf die Abschrift, die der Schreiber seines Großoheims im Auftrage des alten Buffon angefertigt hatte. Der Graf de Buffon habe seinem Vater

Mit der ihm eigenen Bosheit suchte sich an Friedrich der Mann zu rächen, den der König in seinem Zorne als den „verräterischsten Schurken, den es auf der Welt gebe“, als „großen Schuft und Menschen von niedriger und feiger Gesinnung“ bezeichnet hatte: F. M. Arouet de Voltaire. Voltaire sann nach seinem Zerwürfnis mit dem König auf Rache. Er hielt sich für berechtigt, Friedrich dem Spott und der Verachtung der Nachwelt preiszugeben: „C'est que j'ai la volonté et le droit de laisser à la postérité sa condamnation par écrit“ [2]). Aber nicht nur in Briefen und durch schamlose Verse suchte Voltaire seinen Zweck zu erreichen, wahrscheinlich hat er auch die „Idée“, den Abschiedsgruß an den Preußenkönig, und die „Mémoires“ auf dem Gewissen. Marquis de Condorcet sagt von den Memoiren Voltaires: „Ces mémoires ou le souvenir profond d'un juste ressentiment n'étouffe, ni la gaieté ni la justice“ [3]). Um seinen Stil zu verdecken, soll Voltaire die „Idée“ ins Deutsche und dann wiederum ins Französische haben übersetzen lassen. Die „Idée“ deutet jedoch nur an, was die „Mémoires“ und die „Matinées“ ausführlich behandeln.

Ergötzlich ist, daß gegen Voltaire, der den König der Sodomiterei verdächtigte, im Jahre 1725 ein Beamter der Pariser Sittenpolizei dieselbe Anschuldigung erhob [4]).

In der „Idée“ liest man auf Seite 6: Er zieht sich nach der Tafel oft mit einigen jungen Leuten in seine Gemächer zurück; alles was ihn umgibt, ist zum Malen, die hübschesten Gesichter. („Il arrive souvent qu'il fait entrer avec lui quelques-uns de ses jeunes gens; tout ce qu' entoure est fait à peindre et les plus jolies figures.“)

Bei den „Matinées“ [5]) handelt es sich angeblich um eine geheim zu haltende Staatsschrift, um einen Leitfaden der Regierungs- und Lebenskunst, den Friedrich zur Belehrung des Thronfolgers verfaßt haben sollte. Friedrich gibt in dieser Schrift nicht nur seine Staatsgrundsätze preis, sondern auch die verborgensten Geheimnisse seines Geschlechtslebens.

In der vierten Morgenplauderei — sechster Abschnitt — über die Vergnügungen heißt es: „Amor ist ein Gott, der kein Erbarmen kennt; sucht man seinen Pfeilen, die er nach altem ehrlichen Kriegs-

---

die „Matinées“ als Geschenk des Königs überbracht. Der junge französische Gardeoffizier Buffon wurde am 18. Mai 1782 von Friedrich empfangen. Wie sollte der König bei dieser Gelegenheit einem jungen Manne eine Schmähschrift überreicht haben, die schon seit vielen Jahren in Paris bekannt und in Hunderten von Abzügen verbreitet war? Durch eine solche Schmähschrift hätte sich Friedrich ja nur selbst erniedrigt. Bei den „Matinées“ handelt es sich um das Erzeugnis eines rachsüchtigen Höflings oder sonst eines Ränkeschmieds; daran ändert auch der Umstand nichts, daß sich ein Gelehrter aus irgendeinem Grunde für seine Bücherei eine Abschrift herstellen ließ. Um die eigene und die fremde Klatschsucht zu befriedigen, nahmen die Schmähschriften mit jeder weiteren Auflage an Inhalt zu, wobei die Werke Friedrichs, die zeitgenössische Literatur und allerhand Geschichtchen herhalten mußten.

2) Brief an den Grafen d'Argental vom 26. Februar 1753.

3) Oeuvres de Voltaire, Edition de Beaumarchais, T. XCII, S. 123.

4) Ravaisson, Les Archives de la Bastille, XII, 121, 122.

5) Im königlichen Archiv befinden sich drei Manuskripte der „Matinées“, eins mit Bemerkung von Catt, dem Vorleser des Königs; das zweite mit der Aufschrift: Envoi de M. Grimm de Paris pour en rendre compte au Roi; das dritte trägt die Aufschrift: Envoi de M. Grimm pour montrer au Roi ou lui en faire part. Oeuvres de Frédéric le Grand Ed. Preuß, Tome XXX, Anhang.

brauch abschießt, zu entfliehen, so dreht er sich um. Daher ist es ganz nutzlos ihm zu trotzen, er trifft doch. Er hat mir keineswegs übel mitgespielt, da mir niemals die Rolle des Dulders zugefallen ist, dennoch rate ich Ihnen[6]) ab, meinem Beispiele zu folgen; es könnte schlimme Folgen haben. Allmählich würden die Befehlshaber und Offiziere mehr auf das Vergnügen, als auf Ihren Ruhm bedacht sein, und Ihr Heer wäre schließlich wie das Regiment Ihres Onkels Heinrich eine Ansammlung von Päderasten. Nach meiner persönlichen Erfahrung kann ich Sie versichern, daß jenes griechische Vergnügen wenig Reiz hat . . . .“

In der sechsten Morgenplauderei, wo von den Sitten und der Ritterlichkeit die Rede ist, weist Friedrich den Vorwurf zurück, daß Berlin und Potsdam ein Sodom und Gomorrha geworden sei. Er meint, die berühmten Griechen, die einigen Großen der Zeit zum Vorbild gedient hätten, seien Verächter jener rohen Sinnlichkeit gewesen, die wahllos über den ersten besten herfalle. Nur Körperschönheit, gepaart mit Vorzügen des Geistes und des Charakters, hätten ihre Sinne beeinflußt. Ein Mensch, der wahllos dem Laster fröhne, finde keine Gnade vor dem Richterstuhl der Vernunft. Friedrich fährt dann fort: „Unsere Familie, lieber Neffe, hat leider dem verhängnisvollen sodomitischen Laster Eingang verschafft. Nachahmer hat sie gefunden, die sich etwas darauf einbildeten, dem Laster zu huldigen. Die öffentliche Verachtung wendet sich nicht genügend gegen jenen verderbten Geschmack. Ein moderner Martial oder Terenz sollte in Epigrammen, in beißenden Spottdichtungen, die Geißel schwingen über die blöden und eklen Schirmherren jener scheußlichen Geschmacksrichtung. Eine Geschmacksrichtung, die die Veredlung der Seele, die Schärfung des Verstandes verhindert, den Gemeinsinn zerstört und uns zurückführt in die Wälder zu den Satyrn und Panen.“

„Man wird mir kaum glauben, daß es einst eine Zeit gab, wo ich Frauen sehr zugetan war. Nichts langweilt mich mehr, als wenn ein Schmeichler voller Unterwürfigkeit von meinen leichtsinnigen Streichen faselt. Wenn ich in der Liebe ein lockerer Vogel war, so tragen die Frauen die Schuld daran, nicht ich. Ich suchte nach einer, die mehr tugendhaft als klug berechnend gewesen wäre. Alle, mit denen ich bisher zusammentraf, haben mich ein halbes Jahr lang wegen eines Liebesbriefes gequält, während sie für alles andere schon nach drei Tagen zu haben waren. Ich würde mich auch dann nicht ändern, wenn sich eine nach drei Tagen mit einem Briefchen begnügte und damit für den Rest ihres Lebens zufrieden wäre. Die Natur hat mich gewiß nicht weniger stiefmütterlich behandelt als tausend andere. Aber Augendiener und vielleicht noch das Soldatenleben haben das Beste zerstört. Lange liegt die erste glückliche Zeit meiner Ehe hinter mir, wo ich bei der Königin zu schlafen pflegte. Als ich aber merkte, daß sie mir keine Kinder gab, ekelte sie mich an. Auch nötigte mich ein gewisser Schwächezustand — offenbar die Folge von Ausschweifungen in der Jugend — dem Verkehr mit Frauen zu entsagen. Dies führte zu

[6]) d. h. seinem Neffen.

allerhand Vermutungen, die boshafte Menschen zu meinem Nachteil verbreiteten.

Ich muß jedoch offen eingestehen, daß ich mich schadlos halten ließ unter der Bedingung, daß diese Freiheiten nicht lebendige Zeugen erstehen ließen. Ich hätte sonst Lärm schlagen müssen. Dazu kamen noch schlimme Krankheitserscheinungen in meiner Jugend, die schwere Operationen veranlaßten. Niemals wagte ich es, einer Frau meine unfreiwillige Schande zu enthüllen. Ich zog es vor, für einen Verächter des weiblichen Geschlechtes gehalten zu werden, wie sich's einem Helden geziemt — und es gelang mir."

Die „Mémoires pour servir à la vie de Voltaire" (1784) befassen sich weit mehr mit der Person Friedrichs, als mit der des Franzosen. Die „Erinnerungen" wissen (S. 14/15) folgendes zu berichten: „Der Prinz, seitdem Friedrich II., hatte in Potsdam so etwas wie eine Mätresse (une espèce de maîtresse), die Tochter eines Schullehrers der Stadt Brandenburg. Das Mädchen spielte ziemlich mittelmäßig Klavier, und der Prinz begleitete sie auf der Flöte. Er glaubte in sie verliebt zu sein, aber er irrte sich, denn er hatte keine Neigung zum schönen Geschlecht. Friedrich gab sich jedoch den Anschein verliebt zu sein, und so ließ der Vater (der König) das Fräulein vor den Augen des Sohnes öffentlich auf dem Marktplatz zu Potsdam durch den Henker stäupen. Nachdem der Vater ihm dieses Schauspiel vorgeführt hatte, ließ er ihn nach der Festung Küstrin bringen, die mitten in einem Sumpfe liegt. Dort wurde er ein halbes Jahr lang ohne Bedienung eingesperrt. Nach Ablauf dieser Zeit teilte man ihm einen Soldaten als Diener zu. Es war ein junger, hübscher, gut gebauter Bursche, der Flöte spielte und auch noch in anderer Hinsicht zur Belustigung des Gefangenen diente. So schöne Fähigkeiten ebneten ihm den Weg zum Glück. Ich sah ihn als Kammerdiener und zugleich als ersten Minister; aufgeblasen und unverschämt, wie man es nur in einem dieser Ämter sein kann . . ."

An einer späteren Stelle der „Erinnerungen" (S. 44) heißt es: „Wenn Ihre Majestät angekleidet war, widmete sie sich für einige Augenblicke der Sekte des Epikur. Sie ließ zum Kaffee zwei oder drei Günstlinge kommen, Leutnants des Leibregiments, Pagen, Heiducken oder kleine Kadetten. Wem ein Taschentuch zuflog, der blieb eine Weile mit dem Könige allein. Es kam dann nicht zum Äußersten, da der Prinz zu Lebzeiten des Vaters bei seinen gelegentlichen Liebesabenteuern sehr mitgenommen und schlecht geheilt worden war. Er konnte nicht mehr die erste Geige spielen, er mußte sich mit der zweiten begnügen." Soweit der Verfasser der „Erinnerungen".

Nach Friedrichs Tode fühlte sich auch der Oberkonsistorialrat und Gymnasialdirektor A. F. Büsching bemüßigt, seine Ansicht über die angeblich gleichgeschlechtliche Neigung des Königs zu äußern. Büsching schreibt in seinem Buche „Charakter Friedrichs II." (S. 22): „Er (Friedrich) hat aber, ich weiß nicht gewiß um welcher Ursachen willen, früh angefangen, einen Widerwillen wider das Frauenzimmer zu fassen und den Umgang mit demselben zu fliehen. Erforderten es Zeit und Umstände, so wußte Er es mündlich und schriftlich auf eine artige und angenehme Weise zu unterhalten; es mußte aber

nicht lange währen, weil Seine Höflichkeit gegen dasselbige erzwungen war, und Er im Reden sich nicht lange so einschränken konnte, als die Wohlanständigkeit in Gegenwart des Frauenzimmers es erforderte. Auf solche Weise verlor Er viel sinnliches Vergnügen, Er verschaffte sich's aber durch den Umgang mit Mannspersonen wieder, und hatte aus der Geschichte der Philosophie wohl behalten, daß man dem Sokrates nachgesagt, er habe den Umgang mit dem Alcibiades geliebet."

Im vierten Gesang des Gedichtes Palladion[7]) findet sich eine Stelle, worin ein Jesuit von dem gleichgeschlechtlichen Verkehr des Sokrates mit dem Alcibiades, des Euryalus mit dem Nisus spricht und schließlich den Apostel Johannes einen Ganymedes nennt.

Friedrich nennt seine Dichtung einen Zeitvertreib in Mußestunden, einen Karnevalscherz; mit Absicht habe er komische Figuren gezeichnet. Der König beantwortet das Gesuch des französischen Gesandten in Berlin, Marquis de Valory, der um einen Abzug für Ludwig XV. bittet, abschlägig, weil er befürchtet, daß das Gedicht zu einem falschen Urteil über seine Person führe[8]). Es wäre unbegründet, wollte man aus der Dichtung des Königs auf

---

7) L'un me disait: Ne savez pas l'histoire;
Vous y verrez des héros pleins de gloire,
Tantôt actifs et tantôt patients,
A leurs amis souples et complaisants.
Tel pour Socrate était Alcibiade,
Qui, par ma foi, n'était un Grec maussade;
Et tels étaient Euryale et Nisus.
En citerais, que sais — je? tant et plus,
Jules César, que des langues obscènes,
Disaient mari de toutes les Romaines,
Quand il était la femme des maris.
Mais feuilletez un moment Suétone,
Et des Césars voyez comme il raisonne.
Sur ce registre ils étaient tous inscrits;
Ils servaient tous le beau dieu de Lampsaque.
Si le profane enfin ne vous suffit,
Par le sacré dirigeons notre attaque:
Ce bon . . . que pensez-vous qu'il fît,
Pour que . . . le couchât sur son lit?
Sentez-vous, pas qu'il fut son Ganymède?
Pour renchérir sur tout ce qu'on a dit,
J'appellerai dom Sanchez à mon aide;
Lisez-moi bien l'article vingt et neuf
De son divin Traité du mariage;
Vous y verrez que votre esprit tout neuf
Doit de ses moeurs faire l'apprentissage.

(R. Patris Thomae Sanchez Cordubensis, e societate Jesu, De sancto matrimonii sacramento disputationum tomi tres in-fol. T. I, Genuae 1602, t. II, t. III, Venet. 1606.)

8) Friedrich schreibt am 27. März 1750 an den Marquis de Valory: „Cette folie, vous le savez, n'a été que l'emploi de mon loisir, l'amusement d'un carnaval, et une espèce de défi que je me suis fait à moi-même; et ce poème, si c'en est un, se ressent de ma gaieté et du temps où je l'ai composé; j'ai voulu peindre des grotesques; un peu de complaisance, sans doute, vous fait croire que j'y ai réussi. Mais on juge injustement et malheureusement des auteurs par leurs ouvrages, et je craindrais que celui-la ne donnât trop mauvaise opinion de mon imagination; je craindrais que l'on ne me taxât de peu de raison, dont de tout temps on accusa les poètes, et vous m'avouerez que cette crainte n'est pas indifférente, lorsque, par aventure, le poète se trouve être un souverain." (Mémoires de Valory, t. II, p. 309.)

eine homosexuelle Veranlagung folgern. Ein solcher Schluß wäre ebenso falsch, als wenn man aus den schwülstig lüsternen Reimereien eines Hoffmanns von Hoffmannswaldau oder eines Kaspars von Lohenstein auf einen sittenlosen Lebenswandel jener Spießbürger schließen wollte.

Neuerdings wird ein Flugblatt verbreitet: Friedrich der Große dem Strafgesetz verfallen? Es wird darin ein Nachruf des Königs zum Tode des Grafen Kaiserlingk abgedruckt. Der Herausgeber des Flugblattes meint, das Gedicht sollte an allen Litfaßsäulen, an allen Wänden zu lesen sein. „Es sollte sich in Flammenschrift euren widerstrebenden Hirnen und Herzen einprägen, wohin ihr auch euren Schritt setzt.“ Solche Dichtungen als homosexuelle Dokumente zu bezeichnen, ist Sensationsmacherei. Dichtungen mit überschwenglichen Beteuerungen von Freundschaft und Mannestreue entsprachen dem Brauche der damaligen Zeit. Sie finden sich zahlreich in der Literatur des 18. Jahrhunderts; auch in Stammbüchern von Studenten, die glückliche Ehemänner wurden, habe ich sie gefunden.

Friedrich schenkte Schmähschriften nicht die von den Verfassern gewünschte Beachtung. In seinem Discours sur les Satiriques (1759) sagt er: „Gibt's etwas Leichteres, als die Großen zu verleumden? Man darf nur ihre Fehler vergrößern, ihre Schwächen übertreiben, die Verleumdungen ihrer Feinde hinzufügen. Wenn viele schöne Quellen fehlen, findet man ein Verzeichnis alter Schmähschriften, man schreibt sie ab und paßt sie der Zeit und den Personen an.“

Über die „Idée“ schrieb der König 1753 an den preußischen Gesandten in Paris: „Ich verlange weder eine Widerlegung des Buches, noch eine Bestrafung des Verfassers. Ich habe die Schmähschrift ruhigen Blutes gelesen und sie sogar einigen Freunden gezeigt. Man muß eitler sein als ich es bin, um sich über solches Gekläff zu ärgern, dem jeder Vorübergehende auf seinem Wege ausgesetzt ist, und ich müßte weniger Philosoph sein als ich es bin, um mich nicht völlig über die Kritik erhaben zu fühlen.“ [9]) In einem Briefe, der am 23. Oktober 1753 an den Pariser Gesandten abging, meinte Friedrich, er sei stolz darauf, einem armen Schriftsteller, der ohne seine Schmähungen vielleicht Hungers stürbe, zu Geld zu verhelfen [10]). Als sich im Nachlasse Voltaires die „Mémoires“ fanden, sandte Beaumarchais eine Abschrift nach Potsdam, um für die Unterdrückung des Buches Geld zu erpressen. Friedrich lehnte den Kauf dankend ab. Die Schmähschrift erschien darauf in deutscher und französischer Sprache. Kurze Zeit vor des Königs Tod vertrieben Berliner Buchhändler eine Art Fortsetzung der Voltaireschen Erinnerungen, die Anecdotes précieuses sur la vie du Roi de Prusse régnant etc. Aber auch von der Unterdrückung dieses Machwerkes wollte der Herrscher nichts wissen; er antwortete Hertzberg, der ein Verbot erwirken wollte: il faut mépriser cela — man muß so was verachten.

9) Politische Korrespondenz X, S. 53.
10) Politische Korrespondenz X, S. 135.

Es ist darauf hingewiesen worden, daß die Freundschaft des jungen Fritz mit Katte auf ein homosexuelles Verhältnis der beiden schließen lasse. Aus der Freundschaft zweier junger Leute, die sich der Gewaltherrschaft eines verständnislosen Mannes — des Königs — zu entziehen suchten, ergibt sich keineswegs mit zwingender Logik eine krankhafte Veranlagung.

Daß Friedrich in jungen Jahren für die Reize der holden Weiblichkeit empfänglich war, dafür fehlt es nicht an Belegen. Mit 16 Jahren verliebte er sich am Dresdner Hof in die Gräfin Orselska. Von Küstrin aus besuchte er die Freifrau von Wreech. Als diese Dame von einem Kinde entbunden wurde, leugnete Herr von Wreech die Vaterschaft. Bekannt ist Friedrichs Liebesverhältnis mit der Potsdamer Kantorstochter. Als Friedrich Wilhelm den Sohn verheiraten wollte, hatte der Kronprinz ein Auge auf Christiane von Eisenach geworfen. „Das wäre ganz mein Fall, die möchte ich betasten.“ Aber der Vater wollte den Thronfolger mit Elisabeth von Braunschweig-Bevern vermählen, für die Fritz nicht das Geringste empfand. Der Gedanke, etwa mit einer Betschwester zusammenleben zu müssen, war ihm furchtbar. Er bat daher den General Grumbkow in einem Briefe vom 11. Februar 1732 dafür zu sorgen, daß man aus der Prinzessin keine Zierpuppe mache. „Ich bitte Sie dahin zu wirken, denn, wenn man, wie ich, die Romanheldinnen haßt, so hat man Angst vor den Mustern aller Tugenden. Ich ziehe die größte Hure Berlins einer Betschwester vor, der sechs Mucker auf dem Fuße folgen“ [11]). Am 4. September 1732 schreibt Friedrich aus Ruppin an Grumbkow: „Ich liebe zwar das schöne Geschlecht, aber ich bin ein unbeständiger Liebhaber. Ich liebe vom Weibe nur den Genuß und nachher verachte ich die Weiber“ [12]). In einem Briefe, den er am 23. Oktober 1732 an Grumbkow absendet, verwahrt sich der Kronprinz gegen die Ausschweifungen, die man ihm zur Last lege: „Man hat, unter uns gesagt, der Königin in den Kopf gesetzt, daß ich mich allen nur möglichen Ausschweifungen hingebe, und sie glaubt's auch anscheinend. Ich weiß nicht, wie die Leute dazu kommen, so etwas von mir zu sagen. Wir sind alle Menschen von Fleisch und Blut, und manchmal ist das Fleisch schwach, das leugne ich nicht. Aber die kleinste Schwäche genügt, und man wird als der größte Wüstling auf Gottes weiter Erde verschrien.“ Mit den Jahren, meint der Kronprinz, käme schon die Weisheit, er zweifle aber daran, daß Cato in seiner Jugend schon Cato gewesen sei [13]).

Die angeführten Briefstellen enthüllen nichts von gleichgeschlechtlichen Neigungen, vom Geiste des Uranismus, lassen vielmehr eine ganz naturgemäße Geschlechtsempfindung erkennen.

Friedrich fügte sich dem starren Willen des Vaters und vermählte sich am 12. Juni 1733 zu Salzdahlum mit der Braunschweigerin. Seine Hoffnung, nach der Heirat ein freieres, unabhängiges Leben führen zu können, verwirklichte sich zwar — er

[11]) Publikationen aus den Königl. preuß. Staatsarchiven, 72. Bd. — R. Koser, Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Grumbkow und Maupertuis 1731—1759, S. 28.

[12]) A. a. O. S. 57.

[13]) A. a. O. S. 74, 75.

konnte ungestört seinen Lieblingsneigungen nachgehen — aber seine Ehe wurde zu einem stumpfen Nebeneinanderleben: bon jour, Madame, et bon chemin. Die Gatten wurden einander immer fremder.

Über den Gesundheitszustand des Kronprinzen zur Zeit der Vermählung machte der berühmte Arzt Zimmermann in seinen Fragmenten über Friedrich den Großen Enthüllungen, die weit und breit Aufsehen erregten. „Gerade in der Zeit," schreibt Zimmermann[14]), „als sein Vater ihn zur Vollziehung seiner Heirat nach Braunschweig bringen wollte, hatte Friedrich einen äußerst heftigen venerischen Samenfluß. Er offenbarte die schreckliche Verlegenheit, in die ihn dieses Unglück versetzte, dem Markgrafen Heinrich von Schwedt, den er auch in der Folge sein Lebenlang nicht ausstehen konnte, weil er glaubte, der Markgraf habe ihm den Rat, den ich sogleich erwähnen werde, aus Bosheit gegeben. Er nannte ihm einen kunsterfahrenen Mann und versprach ihm, daß dieser dem Übel sogleich abhelfen werde, denn ihn selbst habe er oft in wenig Tagen davon befreit. Dieser ungeschickte und heillose Künstler war Leibarzt des Markgrafen Ludewigs zu Malchow; man nannte ihn deswegen den Doktor von Malchow. Auf die Vorstellung des Markgrafen Heinrich ließ also Friedrich in seiner Not gleich diesen Doktor holen; und dieser vertrieb ihm seinen venerischen Samenfluß in vier Tagen. Friedrich glaubte sich nun vollkommen hergestellt, und der Quacksalber ließ ihn bei diesem Glauben. Die Reise nach Braunschweig hatte ihren Fortgang, und das Beilager ward vollzogen." Zimmermann berichtet dann, der Kronprinz habe das erste halbe Jahr seiner Ehe in trautester Gemeinschaft mit seiner Gemahlin in Rheinsberg verlebt und jede Nacht bei seiner Gemahlin geschlafen. „Und dieses hat ihre anjetzt verstorbene Hofdame, Fräulein von Kametzky, nachherige Gemahlin eines sehr verehrungswürdigen Mannes, des Herrn Hofrichters von Veltheim zu Harbke, dem Herrn Minister von der Horst oft betheuret"[15]). Nach sechs Monaten habe das Verhängnis Friedrich erreicht: „der verstopfte Samenfluß brach mit großer Wut und mancherlei bösen Symptomen wieder hervor" . . .[16]) „Es sei", sagte man nach Hofmanier, „eine bloße Unpäßlichkeit. Aber diese Unpäßlichkeit ward so arg, und der kalte Brand war so nah, daß nichts in der Welt mehr dem kranken Friedrich das Leben zu retten vermochte und wirklich gerettet hat als — ein grausamer Schnitt!"

Über die Art des chirurgischen Eingriffes macht Zimmermann so unklare Angaben, daß man aus seinen Worten keine Schlüsse ziehen kann. Er begnügt sich, seinen Lesern zu erklären: „Bei Friedrich war die Erzeugung des Samens durch jenen Schnitt nicht verhindert; er war ein klein wenig verstümmelt, aber nicht verschnitten" (S. 79). Trotzdem, meint Zimmermann, habe sich der König nach der Operation als Eunuch gefühlt. Friedrich habe daher

---

[14]) Fragmente, Bd. I, S. 75 ff.

[15]) Die Hofdame Fräulein Kametzky, nachherige Veltheim zu Harbke, war schon vermählt und in ihrem eigenen Hausstande tätig, als Friedrich die ersten sechs Monate seiner Ehe verlebte.

[16]) Zimmermann a. a. O. Bd. 1, S. 78.

die Komödie der griechischen Liebe gespielt, um nicht als Verschnittener zu gelten.

Es fragt sich nun, was es mit jenem „grausamen Schnitt“ für eine Bewandtnis habe, ob die Operation überhaupt als eine Tatsache anzusehen sei.

Zimmermann behandelte zwar den König während seiner letzten Krankheit. Er weilte in Potsdam vom 23. Juni bis zum 10. Juli 1786. Aber sah Hofrat Zimmermann die „verstümmelten“ Geschlechtsteile des greisen Herrschers? Nein, sonst hätte er, der Redselige, gewiß ein Sterbenswörtchen darüber in seinem Buche gesagt. Vertraute der Verfasser der Schrift über die Einsamkeit Hofklatsch dem Papier an, oder schrieb er seine persönliche Empfindung nieder? Wir wissen es nicht. Schon kurze Zeit nach der Veröffentlichung der Zimmermannschen Fragmente regte sich in „einigen brandenburgischen Patrioten“, darunter Blanckenburg und Nicolai, der Geist des Widerspruchs. Sie gaben eine geharnischte Gegenschrift heraus und erhoben in „freimütigen Anmerkungen“ Einspruch gegen Zimmermanns Art der philosophischen Geschichtsschreibung. Die Verfasser erörtern auch die sogenannte Verstümmelung des Königs. Ihre Auseinandersetzung mit Zimmermann ist deshalb von Bedeutung, weil sie sich auf Umfragen bei Männern aus der Umgebung des verstorbenen Königs stützt.

Zunächst die Feststellung, daß der sog. Doktor von Malchow, der den chirurgischen Eingriff vorgenommen haben sollte, überhaupt nicht gelebt hat. Der Leibarzt des Markgrafen Christian Ludwig war Johannes Hieronymus Fisch. Unwahrscheinlich wäre es auch gewesen, daß eine Operation, die nach dem damaligen Stande der Wundarzneikunst nicht unbedenklich war, von einem Quacksalber und ohne Vorwissen des Königs Friedrich Wilhelm I. ausgeführt worden wäre.

Auf eine Anfrage der Verfasser der „freimütigen Anmerkungen“, ob „ein verstopfter Tripper bei oft wiederholtem Beischlafe“ nach einem halben Jahre solche schlimme Erscheinungen hervorrufen könne, wie Zimmermann behauptet hatte, äußerte sich am 7. Dezember 1790 der Generalchirurgus Theden:

„Ein gestopfter Tr. kann zwar wiederkommen, wenn in Debauche mit unreinen Weibsbildern fortgefahren wird. Wenn aber 1. derselbe gut geheilet ist, und der Patient 20 Jahr erreichet, so traue ihm Vorsichtigkeit zu, und der Tr. wird beym Beyschlaf nicht erst nach sechs Monaten wieder kommen. 2. Gesetzt aber, der Tr. sey wiedergekommen, so kann dieser niemals für sich allein, er sey so heftig als er wolle, den Brand hervorbringen; nur die chancrösen Geschwüre oder vielmehr paraphymoses erzeugen denselben.“

In der Krankheitsgeschichte Friedrichs II. berichtet Professor Selle (S. 52), daß den 28. Julius der Hodensack anfing aufzuschwellen. Der Kämmerer Schöning erklärte, daß er auf Befehl des Königs verschiedenemal den Zustand der Geschwulst aufmerksam untersuchte, und dabei nicht die geringste Verstümmelung der Geburtsteile vorgefunden habe.

Der tote König lag länger als anderthalb Stunden unbedeckt, und die Leiche ist von mehr als 12 Personen gesehen worden, die keinerlei Verstümmelung oder sonstige in die Augen fallenden Veränderungen wahrnahmen.

Die Waschung der Leiche besorgten der Generalchirurgus Gottlieb Engel und die Chirurgen Ollenroth, Rosenmeyer und Liebert. Engel, der auch den König während seiner letzten Krankheit täglich verband, erklärte am 2. April 1790 auf eine Anfrage Büschings[17]): „Ich kann Denenselben auf meine Ehre versichern, daß Herrn von Zimmermanns Vorgeben grundfalsch ist; denn sämtliche männliche Teile des vorstorbenen Herrn waren so vollkommen und unverletzet, wie bey jedem andern gesunden Menschen und auch nach seinem Tode war dieses ohne Irrthum zu bemerken."

Die drei Chirurgen Ollenroth, Rosenmeyer, Liebert gaben folgende Erklärung ab:

Da uns Unterschriebenen, als damaligen Kompagnie-Chirurgen des Iten Bataillon Leibgarde, auf hohen Befehl den 17ten August 1786, nach Ableben des Hochsel. Monarchen Friedrichs II., die Leiche äußerlich zu waschen aufgetragen wurde, bot sich uns daher die Gelegenheit dar, seinen Körper entblößt genau zu untersuchen. Wir sind hierdurch in Stand gesetzt worden, vor der ganzen Welt die ungegründeten Nachrichten, so auf bloßes Hörensagen sich stützen, geradezu zu widerlegen, indem des Hochsel. Königs äußerliche Geburtstheile gesund und nicht verstümmelt, von uns vorgefunden wurden. Die beiden Hoden waren ohne den geringsten Fehler in ihrer natürlichen Lage gegenwärtig; der Samenstrang ohne die mindeste Verhärtung oder Ausdehnung deutlich bis zum Eingange des Bauchringes zu fühlen, die männliche Ruthe hatte eine natürliche Größe; in den Weichen und Schaamgegenden war nicht das geringste Merkmal einer Narbe oder Verhärtung, von einer jemals diese Theile betroffen gehabten Krankheit zu entdecken. So daß wir pflichtschuldigst dieses Zeugniß der Wahrheit jenen Unwahrheiten frey entgegenstellen können.

Berlin, den 6ten Decbr. 1790.

C. L. Ollenroth
Königl. Pensionair-Chirurgus
Rosenmeyer
Königl. Pensionair-Chirurgus
Liebert
Königl. Pensionair-Chirurgus.

Wie ein Kartenhaus bricht also der phantastisch aufgeführte Bau der Zimmermannschen Erzählung zusammen. Wir wissen nicht, ob sich Friedrich als Kronprinz eine „übel verlaufene galante Krankheit" zuzog, und ob etwa ein Tripper die Ursache seiner Kinderlosigkeit war[18]). Die Annahme Zimmermanns, der König habe länger als 50 Jahre den Weiberverächter gemimt, um seine „Verstümmelung" zu verbergen, ist ebenso haltlos wie die Vermutung, daß die Neigungen des Königs zum weiblichen Geschlecht erfunden worden seien, um die Gerüchte von gleichgeschlechtlichen

---

[17]) Büsching, Zuverlässige Beiträge usw. Hamburg 1790. Historischer Anhang, S. 21.

[18]) An anderer Stelle habe ich nachgewiesen, daß der in der Ode an Voltaire erwähnte Tripper (Brief vom 17. November 1759) ein „Sinnbild" der am 12. August jenes Jahres verlorenen Schlacht bei Kunersdorf war.

Je souffre d'un cruel supplice:
Trois grands mois passés, j'eus l'honneur
De recevoir pour mon malheur,
D'une certaine impératrice,
Une brûlante chaude p . . .

Die Ode lautet in deutscher Übersetzung:

Ach, denken Sie, in meinen Tagen, —
Daß Leib und Geist voll Wohlbehagen,
Von Liebesflammenglut verzehrt,
An Venusspiele keck sich wagen,
Daß Rausch der Wollust wird begehrt?

Neigungen verstummen zu lassen. Friedrich sah gerne schöne Frauen in seiner Nähe; seine Schäkereien mit der Tänzerin Barberini sind bekannt [19]).

Das Geschlechtsleben Friedrichs ist als durchaus normal anzusehen. Kummer und Sorgen, anstrengende Feldzüge, die große Anforderungen an einen an und für sich schwächlichen Körper stellten, Gicht und sehr schmerzhafte Hämorrhoiden stumpften den König gegen die Liebe immer mehr ab. Lust und Kraft zum Geschlechtsverkehr schwanden allmählich immer mehr. Friedrich fühlte sich „alt, traurig und grämlich“. Seine grauen Haare erinnerten ihn, daß er Abschied nehmen müsse von den Torheiten und Freuden der Welt. In der Epître à ma soeur de Brunswic (Potsdam, 15. Febr. 1765) sagt der König:

Comment a disparu le feu de ma jeunesse,
De mes sens enchantés l'impétueuse ivresse,
Je renonce à l'amour, j'embrasse l'amitié.

Frau Venus konnte ihn nicht mehr locken. Im Studium der Geschichte und der Philosophie, im Briefwechsel mit geistreichen Zeitgenossen, in der Dichtkunst und in der Musik suchte Friedrich Erholung und Ablenkung von trüben Gedanken.

Hat der König wirklich, wie Zimmermann erzählt, „schöne Jünglinge mit besonderen Gnadenbezeugungen beehrt“, so braucht

---

Ich muß die schöne Zeit beklagen,
Sie ist dahin, ihr Glanz, die Glut
Versank, von Lethes trüber Flut
Ins Nichtgewesene getragen.
Nicht Jungfernanmut, Mädchenzagen,
Nicht Weibesüppigkeit benimmt
Dem Rücken, der zum Greis gekrümmt,
Die Last, sie zauberleicht zu tragen,
Den Rat: Sei keusch! Hat mir die Not
Zwangsmäßig ans Panier geschlagen;
Enthaltsamkeit ist mir Gebot,
— Bei fünfzig Jahren — klug zu sagen.

Enthüllen muß ich nun trotzdem
Ein Übel, höchst unangenehm,
Das weiser wäre zu verschweigen:
Ich dulde schwer an schlimmer Pein;
Drei lange Monde mag es sein,
Daß mir gewisser Kais'rin Neigen
Den heißen Tripper gab zu eigen.
Der Lorbeer den Verliebten ward,
Die, unbedacht, zu sehr vertrauen
In maßlos liebetoller Art
Der Kraft im Kampfe mit den Frauen.

In seiner derben Art vergleicht Friedrich die Niederlage, die er durch die Truppen der lasterhaften Elisabeth von Rußland erlitt, mit einer Tripperansteckung. (Vgl. Münchn. med. Wochenschr. 1911, Nr. 28.)

19) In einem Briefe an den Kämmerer Fredersdorf aus dem Jahre 1754 heißt es: „Petit kann den Menschen schicken; und kann er eine hübsche Hure mitkriegen, so ist es auch gut, denn die fehlet uns auch.“

Eine mir vorliegende Mitteilung von des Königs Hand lautet: „Potsdam, 30. Juin 1772 An den Graf Schirotin zu Schreiben er mögte mit Die Comedianten Freitag hier kemm Sonabendt zu Spilen und die Sengerin Proporino Concholino und Tassoni mit bringen und was zum ballet gehöret. Fr.“

hierbei als treibende Kraft keineswegs niedrige Sinnenlust mitgewirkt zu haben. Die reine ästhetische Freude an einem edel gebauten Körper würde zur Erklärung genügen.

Nichts beweist, daß Friedrich der Große krankhaft veranlagt, ein Pedikator oder ein Cinaede gewesen wäre. Mit Recht bezeichnet Nicolai das Gerücht von den widernatürlichen Neigungen des Königs als eine der plattesten, elendesten Sagen, die der niederträchtige und undankbare Voltaire öffentlich verbreitet habe.

Thomas Carlyle, der keine Veranlassung hatte, des Königs Charakterbild sittlich rein zu waschen, schreibt über jene elende Verdächtigung in seiner Geschichte Friedrichs des Zweiten (II, Buch XVI, Kap. X): „Unter den tragischen Plattheiten der menschlichen Natur erfüllt nichts so sehr mit Schmerz und mit Verzweiflung, als diese angeborene Verdächtigungssucht des gemeinen Haufens seinen großen Menschen gegenüber, so oft oder fast so oft immer der Himmel uns in langen Zwischenräumen dergleichen als seinen alles umfassenden Segen vergönnt.“

II.

Der Fall Jean-Jacques Rousseau.

Rousseau ist einer der größten Geister aller Zeiten. Seine Schöpferkraft sucht ihresgleichen. Rousseau fesselt nicht nur durch seine ungewöhnlichen Geistesgaben, sondern auch durch seine machtvolle Gabe der Darstellung. Er ist ein feiner Kenner des Menschenherzens, er entzückt durch die natürliche Frische, durch die Anmut der Schilderung. Rousseau ist jedoch eine verzwickt zusammengesetzte Persönlichkeit, die zu raten gibt, deren Beurteilung nicht leicht ist. Wie man ihn beurteilen soll, überläßt er dem Leser seiner Bekenntnisse. Er habe alles, was ihm widerfahren sei, was er getan, gedacht, empfunden, genau und in aller Aufrichtigkeit erzählt. Pflicht des Lesers sei es, alles zu sammeln und zu untersuchen. Aufgabe des Lesers sei es auch, zu einem Ergebnisse zu gelangen; irre er sich, so sei das des Lesers Schuld. Er, Rousseau, habe alles wahrheitsgetreu geschildert; es müsse aber auch alles stimmen. Ihm liege es nicht ob, die Tatsachen auf ihre Bedeutung zu prüfen. „Ich muß nur alles sagen, der Leser hat die Wahl“ (Bekenntnisse, Buch 4).

Rousseaus Vater, Isaac Rousseau, starb mit 74 Jahren. Die Todesursache ist unbekannt. Die Mutter, Suzanne Bernard, starb acht Tage nach der Geburt von Jean-Jacques, wahrscheinlich am Kindbettfieber. Der Vater war ein unruhiger Geist, der in der Welt umherzog, sein Glück zu suchen, und auch nach der Rückkehr in die Heimat ein unstetes Leben führte. Rousseaus älterer Bruder Franz war ein „Lausbub“, der es bei keinem Meister aushielt und schließlich auf Nimmerwiedersehen verschwand. Drei Brüder des Vaters ziehen ins Ausland, der eine nach England, der zweite nach Deutschland, der dritte nach Holland. Ein Bruder der Mutter, Gabriel Bernard, wandert mit 58 Jahren nach Südkarolina aus. Sein Sohn

Abraham Bernard geht nach Amerika und läßt nichts mehr von sich hören. Einen anderen Vetter Rousseaus treibt die innere Unruhe bis nach Persien; er wird von Verfolgungsvorstellungen gequält. Der Wandertrieb, den Jean-Jacques als manie ambulante bezeichnet, lag also in der Familie. Auch Jean-Jacques gehörte zu den Menschen, die es nirgendwo aushalten können. Mit dem Wanderleben verband sich ein steter Wechsel des Berufes. Bald ist er Schreiber, bald Kunststecher, bald Kammerdiener, Seminarzögling, Grundbuchbeamter, Musiklehrer u. a. Nirgends findet er eine Stätte, wo er sich dauernd glücklich und zufrieden fühlt. Plötzlich greift er zum Wanderstab, entweder aus unbestimmtem Freiheitsdrang, wobei eine geringfügige Ursache den Anstoß gibt, — oder im Banne des Verfolgungswahns. Seine Vaterstadt Genf verläßt er plötzlich, als er eines Sonntags bei der Heimkehr die Tore geschlossen findet. Im Sommer packt ihn oft schon nach zwei oder drei Tagen der Wandertrieb. Er muß wieder wandern in Gottes freier Natur, er muß wandern, unbekümmert darum, ob er seine Stelle verliert und zum mittellosen Landstreicher wird. „Ich machte mir keine Gedanken über meine Zukunft, ich schlief unter freiem Himmel auf dem Erdboden, oder auf einer Bank ausgestreckt, ebenso sanft wie auf einem Lager von Rosen“ (Bekenntnisse). Im Freien überkommt ihn ein Seligkeitsrausch, ein Gefühl wonnigen Behagens, das Gefühl des Ungebundenseins, der Befreiung von allen Fesseln gesellschaftlichen Zwanges. Das Wandern befruchtet seine Phantasie, liebliche Bilder umgaukeln ihn. Unstetigkeit, Neigung zum planlosen Wandern ist eine Eigenschaft, die man oft bei Psychopathen, bei Triebmenschen, beobachtet. Unvermittelt taucht der Wandertrieb bei solchen Menschen auf, der kleinste Verdruß läßt sie fliehen. Oft treibt sie auch — ohne einen äußeren Anlaß — die innere Unruhe, die eine Entladung sucht, von dannen.

Von eigentlichen Bewußtseinsstörungen ist bei Rousseau nichts nachzuweisen. Nur in einem Falle könnte man an eine Bewußtseinstrübung denken, aber auch das ist fraglich. Seinen Reisebegleiter Lemaître, der auf der Straße von einem epileptischen Anfall befallen wird, läßt Jean-Jacques plötzlich im Stich, er will nicht gewußt haben, wie er nach Annecy gekommen sei. „Ich habe die Erinnerung an jene Reise verloren, ich kann mich auf nichts mehr besinnen.“

Rousseau war mit einem krankhaften Stehltrieb behaftet. „Ich bin ein Spitzbube gewesen und mitunter stehle ich noch Kleinigkeiten, die mich locken. Ich nehme sie lieber, als daß ich darum bitte“ (Bekenntnisse, Buch 1). Rousseau „stibitzte“ offenbar in einem Zustand erregter Begehrlichkeit, von dem er meint, daß man nicht die Menschen nach ihren Handlungen beurteilen dürfe.

Wie viele Psychopathen, neigte auch Rousseau zur Selbstbeobachtung. Mißbehagen, unangenehme Gefühle verarbeitet er hypochondrisch. Sowohl das Herzklopfen, „das man sogar im Nebenzimmer hören konnte“, als auch der quälende Harndrang gibt Anlaß zu ängstlichen beunruhigenden Gedanken. Über die Herzbeschwerden sucht Jean-Jacques in einem medizinischen Werke Aufschluß. Er stellt die Diagnose Herzpolyp. Er pilgert nach

Montpellier, um Rettung bei einem Facharzte zu suchen. Unterwegs hat er ein Liebesabenteuer — mit Frau von Larnage. Er vergißt seine Beschwerden. Der Polyp fällt ihm erst wieder ein, als er in Montpellier eintrifft. Jahrelang sucht Rousseau die Ursache seines Harndranges zu ergründen. Rousseau führt seine Beschwerden auf eine, wie er meint, angeborene Mißbildung zurück (conformation dans la vessie). Schon als Kind habe die Störung seiner Tante zu schaffen gemacht. Drang zur Harn- und Stuhlentleerung sind wie plötzliche Tränenausbrüche, Erröten, Erblassen u. a. Erscheinungen der nervösen Anlage. Der Harndrang ist eine Folge der auf die Blasenentleerung gerichteten Aufmerksamkeit. Er tritt oft bei plötzlichen Sinneseindrücken auf, zuweilen mit einem Angstgefühl.

Die Furcht vor dem Harndrang verhindert Rousseau, vor dem König zu erscheinen, als dieser ihm nach der Aufführung des „Dorfpropheten" seine Anerkennung aussprechen will. „Der erste Gedanke", schreibt er, „der mir bei der Nachricht, ich solle dem König vorgestellt werden, kam, bezog sich auf das häufige Bedürfnis herauszugehen, das mich schon am Abend im Theater sehr gequält hatte und das mich noch leicht am anderen Morgen quälen konnte, während ich im Gang oder in den Gemächern des Königs inmitten hoher Standespersonen die Ankunft Seiner Majestät erwartete." . . . „Der bloße Gedanke an den Zustand, in den mich dieses Bedürfnis versetzen konnte, rief es in mir so stark hervor, daß ich hätte ohnmächtig werden können" (Bekenntnisse, Buch 8). Die Angst vor dem Harndrang, die Erinnerung daran, ließen Rousseau Gesellschaften meiden und hinderten ihn, längere Zeit mit Frauen zusammen zu sein. 1749 spricht er von einer violente néphrétique, nach der er niemals wieder die frühere Gesundheit erlangt habe. Er führt dieses Leiden auf Märsche in der Sonnenglut zurück. Ob es sich da um eine wirkliche Nierenentzündung oder — was wahrscheinlicher ist — um eine Kolik gehandelt hat, läßt sich nicht feststellen. Auf jeden Fall war Rousseau überzeugt, daß infolge der gestörten Nierentätigkeit etwas in der Blase nicht in Ordnung sei. Er glaubte, ein Stein sei aus den Nieren in die Blase gewandert, nur eine Operation könne helfen. Mit den Harnbeschwerden verband sich die Furcht, an einem Blasenstein zu leiden. Er wandert von Arzt zu Arzt. „Ich befragte nacheinander Morand, Daran, Helvétius, Malouin, Thierry, die mich als kluge Leute und Freunde, ein jeder nach seiner Art, behandelten und quälten, mir keine Erleichterung brachten, mich vielmehr bedenklich schwächten. Je mehr ich ihren Vorschriften folgte, desto bleicher, magerer und hinfälliger wurde ich. Meine Einbildungskraft, die sie verwirrten, beurteilte den Zustand nach der Wirkung der Heilmittel und ließ mich vor dem Tode eine ununterbrochene Reihe von Leiden voraussehen: Harnverhaltung, Sand und Steine. Was anderen zum Heil gereicht, Tee, Bäder, Aderlaß, verschlimmerte nur meinen Zustand" (Bekenntnisse, Buch 8).

Am meisten versprach sich Rousseau von den Sonden. Er kaufte davon für 50 Louis. Die Furcht vor einem Steinleiden ward noch vermehrt, als beim Ablassen des Harns das Stück eines Katheters abbrach. Er fürchtete, der zurückgebliebene Fremdkörper führe zur Bildung eines Blasensteines. Daß durch die häufige Einführung

nicht keimfreier Katheter Entzündungserreger in die Harnröhre verschleppt und dadurch ein dauernder Reizzustand und auch Fieber hervorgerufen wurden, bedarf wohl keiner Erörterung. Es ist auch ohne weiteres klar, daß bei einem Psychopathen eine dauernde Harnröhrenreizung seelisch verstimmend und hemmend einwirken mußte. Die Steinfurcht kann dazu geführt haben, daß bei Rousseau Harnverhaltung eintrat, eine Beobachtung, die man zuweilen bei Nervösen macht.

Um sich besser seinen Beschwerden zu widmen, legt Jean-Jacques eine Zeitlang armenische Tracht an, „da die häufige Anwendung der Katheter ihn ans Zimmer bannte und ihn alle Vorteile des langen Gewandes erkennen ließ". Durch einen armenischen Schneider, der öfters einen Verwandten in Montmorency besuchte, bot sich die günstige Gelegenheit. „Es reizte mich, sie zu benutzen und die neue Tracht anzulegen, ungeachtet des Geredes der Leute, das mich wenig kümmerte." In Motiers-Travers (1762) trug Rousseau dauernd das armenische Gewand. Als der Philosoph schon den „grausen Tod unter den Schmerzen der Steinkrankheit vor Augen sah", gelang es dem Bruder Côme, „der eine beispiellos geschickte und leichte Hand hatte", eine dünne Silbersonde einzuführen. Bruder Côme erklärte die Vorsteherdrüse für sehr vergrößert und verhärtet. Einen Stein fand er nicht. Rousseau zog daraus den Schluß: „Das Übel sitzt sicherlich entweder in der Vorsteherdrüse, oder im Blasenhals, oder in der Harnröhre, wahrscheinlich aber an allen drei Stellen" (Testament 1763). Mit zunehmendem Alter traten die Harnbeschwerden immer mehr in den Hintergrund. Rousseaus Freund, der Arzt Le Bègue de Presle, sagt: „Die Schmerzen in der Blasengegend und die Beschwerden beim Harnlassen, wovon Rousseau in der ersten Hälfte seines Lebens heimgesucht wurde, schwanden mit zunehmendem Alter in dem Maße, wie die Körperkräfte abnahmen." Bei der Leichenöffnung fanden die Chirurgen „weder in der Blase, noch in den Harnleitern und der Harnröhre, noch in den samenbereitenden und -führenden Organen irgend etwas von der Regel Abweichendes". „Die Annahme ist daher berechtigt", heißt es in dem Leichenöffnungsbericht, daß die Schmerzen in der Blase, die Beschwerden beim Wasserlassen, die Herr Rousseau bei Lebzeiten wiederholt empfunden hat, von einem Krampfe der dem Blasenhals benachbarten Teile herrührten, oder von einem krampfartigen Zustande des Blasenhalses selbst, oder von einer Vergrößerung der Vorsteherdrüse."

Mit den Harnbeschwerden Rousseaus haben sich Ärzte wiederholt beschäftigt. So viel Ärzte, so viel verschiedene Gutachten. Desruelles: Vergrößerung der Vorsteherdrüse, Mercier: Muskelklappe am Blasenhals, Amussat: Harnröhrenverengerung infolge entzündlicher Schwellung der Schleimhaut, Poncet: angeborene Harnröhrenverengerung, Lallemand: Samenfluß. Zweifellos haben wir es mit einer rein nervösen Störung bei einem Psychopathen zu tun.

In seinem Testament 1763 verwahrt sich Rousseau feierlich dagegen, daß man die Ursache seiner Krankheit in einem früheren Geschlechtsleiden suche. „Ich erkläre, niemals an einer solchen

Krankheit gelitten zu haben. Ich habe das auch den Ärzten gesagt, die mich behandelten; mehrere von ihnen schenkten mir wohl keinen Glauben, mit Unrecht . . . Ich hielt es für notwendig nochmals zu wiederholen, was ich schon gesagt habe, mag man mir glauben oder nicht, damit man nicht die Ursache meines Leidens dort suche, wo sie nicht zu suchen ist [1])."

Rousseau, der voll banger Sorge seinen Körper immer ängstlich beobachtete, litt dauernd unter der Furcht, sich mit Syphilis anzustecken. In Venedig (1743) plagte ihn nach dem Besuche der Dirne Padoana drei Wochen lang eine furchtbare Angst vor den Dingen, die da kommen könnten. „Nichts kann dem Unbehagen gleichkommen, in dem ich die nächsten drei Wochen verbrachte, ohne daß irgendeine Unpäßlichkeit, irgendein Anzeichen meine Furcht gerechtfertigt hätte. Ich konnte nicht fassen, daß man aus den Armen der Padoana ungestraft hervorgehen könne." Der Arzt weiß sich schließlich nicht anders als mit der Ausrede zu helfen, Rousseau sei so beschaffen, daß er kaum eine Ansteckung zu fürchten habe (Bekenntnisse, Buch 7). Als Jean-Jacques seine spätere Frau Therese Levasseur kennen lernte, tauchte sofort das Gespenst der Syphilis auf. Therese ist betroffen, verwirrt — die verlorene Jungfernschaft war die Ursache der Verwirrung! Rousseau wittert Gefahr. Der peinigende Verdacht vergiftet mehrere Tage sein „Glück" [2]).

Wie bei den meisten Menschen mit nervöser Anlage, so erwachte auch in Rousseau das Geschlechtsleben früh und lebhaft. Häufig sind geschlechtliche Verirrungen.

Als Knabe empfindet er jene wollüstige Erregung, die ihren Namen nach Sacher Masoch erhalten hat. Bei Züchtigung auf das Gesäß hat er Wollustgefühle und schwelgt in der Erinnerung an die Wollust. Acht Jahre alt, wird Jean-Jacques wegen einer Ungezogenheit von der Schwester des Pfarrers Lambercier gezüchtigt. „Diese Strafe steigerte sogar meine Zuneigung zu der, die sie mir hatte zuteil werden lassen . . . denn ich hatte in dem Schmerz und sogar in der Beschämung eine Mischung von sinnlichen Gefühlen verspürt, die in mir mehr den Wunsch als die Furcht zurückgelassen hatte, sie noch einmal von derselben Hand zu verspüren" (Bekenntnisse, Buch 1). „Wer hätte geglaubt, daß diese im achten Lebensjahre von der Hand eines dreißigjährigen Mädchens empfangene Strafe für den Rest meines Lebens meine Neigungen, meine Wünsche und Begierden bestimmen würde, und zwar genau im entgegengesetzten Sinne, als sie sich natürlicherweise hätten entwickeln sollen . . . Lange Zeit von etwas gequält, was ich nicht kannte, verschlang ich alle schönen Frauenzimmer mit glühenden Blicken. Meine Einbildungskraft rief sie mir unaufhörlich ins Gedächtnis zurück, einzig und allein, um sie nach meiner Art in Tätigkeit zu versetzen und ebenso viele Fräulein Lambercier aus ihnen zu machen." Die-

---

[1]) Voltaire nannte in einer Schmähschrift „Sentiments des Citoyens" Rousseau einen liederlichen, von Syphilis durchseuchten Gesellen.

[2]) Der schon verlorenen Jungfernschaft mißt Rousseau keinen Wert bei: „Jungfernschaft in Paris, noch dazu mit zwanzig Jahren! Glücklich bin ich, in dir ein vernünftiges, gesundes Weib zu besitzen und nicht zu finden, was ich gar nicht gesucht habe" (Bekenntnisse, Buch 7).

selbe geschlechtliche Empfindung wie bei der Züchtigung durch Fräulein Lambercier, hatte er bei dem kleinen Fräulein Goton. Sie spielte die „Schullehrerin". Jean-Jacques mußte sich die „Liebkosungen" kniefällig erbitten. Sie nahm sich die größten Freiheiten heraus; ihm dagegen gestattete sie nichts (Bekenntnise, Buch 1). Noch als alter Herr scheint Rousseau dem Masochismus gehuldigt zu haben. Edmond de Goncourt besaß eine Briefsammlung aus dem Jahre 1783. An einer Stelle heißt es, Rousseau habe sich in einem Hause der Rue Maubuée für einen Taler peitschen lassen [3]). Es ist ja bekannt, daß, wo natürliche Geschlechtsreize nicht mehr zur Erektion genügen, oft zu Reizmitteln Zuflucht genommen wird, und daß dabei Erlebnisse in der Jugendzeit eine große Rolle spielen.

Der geschlechtlich frühreife Jean-Jacques wird in der Katechumenenanstalt in Turin zur Masturbation verführt, die sich bei ihm fest einwurzelt; auch in späteren Jahren konnte Rousseau der Selbstbefriedigung nicht entsagen. Noch nach dem fünfzigsten Lebensjahre suchte er bei ihr Trost, wenn der Liebesgott ihn bei den Frauen im Stiche gelassen hatte. Rousseau hielt die Masturbation für weniger schädlich als geschlechtlichen Umgang, von dem er glaubte, daß er sein Harnleiden wesentlich verschlimmere. Wir wissen, wie sehr die Selbstbefriedigung zu Menschenscheu und zu weltschmerzlichen Stimmungen beiträgt. Wir wissen auch, daß nervöse Unruhe und Angst oft in der Masturbation eine Entladung suchen. Tatsachen, die man bei der Beurteilung des Psychopathen Rousseau nicht vergessen darf. Die Masturbation verbindet sich fast regelmäßig mit wollüstigen Vorstellungen, die die Erregung nähren, schüren. „In meiner törichten Phantasie, in meinen Anfällen von Liebeswut und bei den unerhörten Handlungen, wozu sie mich bisweilen trieben, lieh ich mir in der Einbildung den Beistand des anderen Geschlechtes, ohne jemals daran zu denken, daß es zu einem anderen Gebrauche besser geeignet sei als zu dem, den ich von ihm zu machen brannte." Der mit so reger Einbildungskraft begabte Jean-Jacques sucht, „das Gehirn unaufhörlich mit Frauen und Mädchen erfüllt", in Turin dunkle Wege und abgelegene Orte auf, wo er sich Frauen aus der Ferne in der Stellung zeigen konnte, in der er gern in ihrer Nähe gewesen wäre. „Was sie zu sehen bekamen, war nicht der unzüchtige Gegenstand, an den dachte ich nicht einmal, der lächerliche war es. Das törichte Vergnügen ihn zu zeigen, war unbeschreiblich. Nur noch einen Schritt weiter und mir wäre die ersehnte Behandlung zuteil geworden. Zweifellos hätte mir irgendeine Beherzte im Vorübergehen das Vergnügen bereitet, wenn ich den Mut gehabt hätte, abzuwarten" (Bekenntnisse, Buch 3). Wir sehen also, daß Rousseau auch jene Abart der Masturbation, die man Exhibitionismus nennt, nicht fremd war.

Wir kommen jetzt zu der Frage: Wie stand es mit der geschlechtlichen Fähigkeit des Philosophen? Seine eigenen Angaben sind widerspruchsvoll und als Aussagen eines Psychopathen mit Vorsicht zu bewerten. Im Alter von sechzig Jahren, wo die Geschlechtskraft meist schon beträchtlich nachgelassen hat, ver-

[3]) La Maison d'un Artiste II, p. 18—19.

sicherte er Bernardin de Saint-Pierre, niemals habe ein Mädchen, sei es auch noch so schön gewesen, in ihm die geringste Begierde wachgerufen. AmEnde des zehnten Buches der Bekenntnisse erklärt er: „Ich muß eingestehen, daß ich als ein Opfer meiner Schwächen geboren wurde. Die Liebe als Siegerin wurde mir zum Verderben, die Liebe als Besiegte noch mehr.“ Für Therese, seine Ehefrau, behauptet er keinen Funken von Liebe verspürt zu haben, ebensowenig für Frau von Warens, die nur zur Befriedigung seines Geschlechtsbedürfnisses gedient habe [4]) (Bekenntnisse, Buch 9). Wenn Rousseau in späteren Lebensjahren ohne Therese nicht leben konnte, sie nachkommen ließ, war es Liebe? Nein, es war das Bedürfnis eines leidenden, alten Mannes nach einer Helferin, die seine Eigenarten kannte.

Die „Mama“ Warens verführte den Einundzwanzigjährigen nicht etwa aus Mitleid mit dem schüchternen Jüngling, sondern um sich den Alleinbesitz zu sichern. Jean-Jacques magerte ab, litt an Schwächegefühl und Schwindelanfällen, verfiel hypochondrischen Grübeleien (Herzpolyp). Wo es galt seinen Mann zu stellen, spielte sich immer dieselbe Tragikomödie ab: vielversprechende Hofmacherei eines feurigen Liebhabers, hochgespannte Erwartungen. Völliges Versagen im entscheidenden Augenblick, Zorn der enttäuschten Frau, die es für ein „unsühnbares Verbrechen“ ansah, daß ein Mann, dem sie ihren Besitz gestattete, dazu nicht imstande war (Bekenntnisse, Buch 6). Rückwirkung auf den unglücklichen Liebhaber: tiefe seelische Verstimmung, zunehmende Reizbarkeit, Weltscheu.

Immer wieder brachten seelische Hemmungen den Liebhaber um den höchsten Genuß. In Venedig, bei der schönen Zulietta, „dem Meisterwerke der Natur und Liebe“, erlosch plötzlich die Flamme. Rousseau glaubte zu bemerken, daß eine ihrer Brüste schief sei und grübelte über die Ursache einer solchen Mißbildung. Man kann es der enttäuschten Dirne nicht verargen, daß sie den Liebhaber mit dem Rate entließ, sich nicht mehr um Weiber zu kümmern, sondern sich besser mit Mathematik zu befassen. Bei Frau von Houdetot blieb es gleichfalls bei einer tatenlosen Schwärmerei. Voller Bitterkeit klagt Rousseau über das Gegengift, das die Natur in seinen Kopf gelegt habe, während sein Herz von dem heißesten Verlangen erfüllt sei. Nur bei Frau von Larnage will er den ersten und einzigen Wonnerausch empfunden haben. „Ich darf wohl sagen, daß ich es Frau von Larnage verdanke, wenn ich nicht sterbe, ohne die Sinnenlust gekannt zu haben“ (Bekenntnise, Buch 6). Rousseau huldigte der Selbstbefriedigung. Der Selbstbefriediger verliert immer mehr den Drang nach natürlicher geschlechtlicher Befriedigung. Auch dieser Umstand ist bei der Frage der Geschlechtsleistungen Rousseaus zu berücksichtigen. Es erhebt sich

---

[4]) Que pensera donc le lecteur quand je lui dirai, dans toute la vérité qu'il doit maintenant me connaître, que du premier moment que je la vis jusqu'à ce jour, je n'ai jamais senti la moindre étincelle d'amour pour elle; que je n'ai pas plus désiré de la posséder que Madame de Warens, et que les besoins des sens, que j'ai satisfaits auprès d'elle, ont uniquement été pour moi ceux du sexe, sans avoir rien de propre à l'individu?

die Frage, hat ein so gearteter Mensch überhaupt Kinder gezeugt? Angeblich wurden Rousseau in den Jahren 1747—1757 fünf Kinder geboren. Die Kinder sollen dem Findelhaus übergeben worden sein. Keins dieser Kinder konnte jemals ermittelt werden, trotz aller Nachforschungen der Damen d'Epinay und de Luxembourg. Rousseau will sich der Kinder leichten Herzens und ohne Gewissensbisse entledigt haben (gaillardement, sans scrupule). Der stolze Erzeuger hat den Ruf seiner Männlichkeit öffentlich für alle Zeiten gerettet und zugleich bewiesen, daß er sich kaltblütig über alle Vorurteile einer entarteten Gesellschaft hinwegsetzt. Er fühlt sich als Bürger im Sinne Platos; er wünscht, daß seine Kinder Arbeiter und Bauern, aber keine Abenteurer und Glücksjäger werden. Er übergibt die Kinder der öffentlichen Erziehung, um ihnen das Los ihres Vaters zu ersparen. Seine mannhafte Tat erzählt er allen, die es hören wollen, Diderot, Grimm, den Damen d'Epinay, de Luxembourg u. a. Rousseau nahm die Vaterschaft vor aller Öffentlichkeit auf sich, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, für den Vater gehalten zu werden. So verhielt er sich in aller Öffentlichkeit. Die Erzählung von den fünf Kindern wäre demnach eine Erfindung, die eigene Unfähigkeit zu verdecken.

Bemerkenswert ist eine Stelle eines Briefes des Dr. Tronchin an Grimm (Brief v. 1. Juli 1763). „Er (Rousseau) hat sich demselben Herrn Moultou gegenüber bei allem, was ihm heilig ist, verwahrt, daß er jemals Kinder gehabt, und was man darüber gesagt habe, sei eine Verleumdung"[5]). Im engen Freundeskreise hätte der Philosoph also die Maske fallen lassen. Rousseau sagte auch: „Die Vaterliebe kann sich nicht sehr stark für Kinder regen, die man niemals gesehen hat."

Es liegt auch durchaus im Bereiche des Möglichen, daß Therese, das Mädchen mit der verlorenen Unschuld, von anderer Seite geschwängert wurde. Diese Möglichkeit entkräftet keineswegs das vorhin Gesagte. Therese Levasseur stammte aus der Hefe des Volkes. In der Nähe des kranken Mannes fühlte sie sich wohl oft unbehaglich und suchte anderweitig ihr Vergnügen. Sie gab sich mit anderen Männern ab. Im Jahre 1769 ertappte sie Rousseau mit einem Mönche auf frischer Tat. In Ermenonville ließ sich Therese mit Henry-Jean Bailly, genannt John, dem Stallknechte des Marquis de Girardin, ein. Sénebier sagt über die Levasseur: sie kannte die Schwächen des großen Mannes und verstand sie auszunützen.

* *
*

Wir sahen, wie eine angeborene Unbeständigkeit Rousseau von Ort zu Ort trieb. In seiner zweiten Lebenshälfte wechselte er den Aufenthalt nicht nur aus einem jähen unbezwingbaren Freiheitsdrang, sondern auch weil er sich verfolgt und bedroht glaubte. Seine Sicherheit ist gefährdet, die ganze Umgebung in feindlichem Sinne

[5]) Il a aussi protesté à ce même M. Moultou sur tout ce qu'il y a de plus sacré qu'il n'a jamais eu d'enfants, et que ce qu'on en a dit est une calomnie. (Annales de la Société J. J. Rousseau I, page 53/54.

verändert. Man verfolgt ihn nach einem wohlvorbereiteten Plane, selbst ein Engel könnte ihm nicht helfen, wenn er vom Himmel herunterstiege. „Die Beweise“ mehren sich von Tag zu Tag, daß das Späherauge böswilliger Feinde den Blick nicht von ihm abwendet. Er fühlt sich von Speichelleckern und Schurken umgeben. Hinter jedem Vorschlag wittert er eine List, eine Falle seiner Feinde. Die Jesuiten, die Enzyklopädisten, Holbach und seine Anhänger, verfolgen ihn. Therese und ihre Mutter stehen mit den Feinden im Bunde. Auch Hume ist ein Verräter, der ihn nach England gelockt hat, um ihn zu entehren. Sein Schicksal ist besiegelt, die Mörder warten nur noch auf die günstige Gelegenheit. In England packt ihn namenlose Angst. Nur schnell weg von jener Insel, weg um jeden Preis. Er verbrennt die neue Ausgabe des Emil, reist ohne Geld ab. Im Wirtshaus bezahlt er mit einem silbernen Löffel oder einer silbernen Gabel. Als sich im Hafen wegen widrigen Windes die Überfahrt verzögert, sieht Rousseau darin Verschwörung und höhere Befehle. Kaum hat er wieder Frankreichs Boden unter den Füßen, hört der Erregungszustand auf, die innere Spannung löst sich. Befreit atmet er auf. In der neuen Umgebung fühlt er sich zunächst vor den Verfolgern sicher, bis er auch an diesem Orte wieder Feinde entdeckt. Überall sieht er die Fäden einer gegen ihn gerichteten Verschwörung; er verknüpft diese Fäden. Seinen Namen Rousseau ändert er in Renou um. Er glaubt, daß ihm sein Gastgeber Bovier Giftbeeren anbiete.

In dem gereizten Hirn verbindet sich mit dem Gedanken verfolgt zu werden ein gesteigertes Selbstgefühl. Seine Vorzüge sind es, die ihm Haß und Neid eintragen. „Der wahre Edelmann, der den Ruhm hochschätzt und weiß, daß ich etwas davon verstehe, ehrt mich und schweigt.“ — „Die Obrigkeit haßt mich, weil sie sich ihres Unrechtes mir gegenüber bewußt ist.“ — „Die Schöngeister fühlen meine Überlegenheit, sie rächen sich dadurch, daß sie mich beschimpfen.“ — „Rechtschaffene Leute — soweit es noch solche gibt — seufzen heimlich über mein Geschick; ich will es preisen, wenn daraus einmal für die Menschheit Nutzen erwächst [6]).“

In den Bekenntnissen erklärt er sich für einen gerechten Mann voll edlen Stolzes, der die Eitelkeit verdrängt habe, dem Haß und Feindschaft fremd, und der nur auf das Gute bedacht sei, stets bereit, sein Unrecht einzugestehen (Bekenntnisse, Buch 11, 12).

Um zu einem richtigen Urteil zu gelangen, muß man berücksichtigen, daß Rousseau einer der am meisten verfolgten Schriftsteller war. Er hatte Feinde, das ist nicht zu leugnen. Die französische Regierung wollte ihn wegen des „gottlosen“ pädagogischen Romans „Emil“ ins Gefängnis stecken. Rousseau floh nach der Schweiz, aber weder in Yverdon, noch in Motiers, noch auf der einsamen Petersinsel läßt man ihn zur Ruhe kommen. Überall vertrieb man den Neuerer. D’Alembert, Diderot, Grimm. Tronchin waren auf ihn erbost, auch Baron von Holbach und Madame d’Epinay sehr schlecht auf ihn zu sprechen. Voltaire verfolgte den petit magot de Rousseau mit seinem Haß, verhöhnte und schmähte ihn. Man hielt

[6]) Sentiments du public sur mon compte dans les divers états qui le composent.

Rousseau für einen Heuchler, einen eingebildeten, argwöhnischen und undankbaren Menschen, oder mißgönnte ihm seine Erfolge. Daß Schmähungen, Verleumdungen, Verfolgungen und die damit verbundenen Gemütserregungen bei einem Psychopathen den Boden für den Verfolgungswahn ebneten, kann nicht wundernehmen. Aber — im Gegensatz zum Paranoiker — liegt es Rousseau fern, seine wirklichen und angeblichen Feinde zu hassen. Er bemitleidet sie, er verzeiht ihnen wie der Nazarener. „Niedere Rache ist meines Herzens unwürdig. Der Haß setzt sich niemals in ihm fest.“ Bei Grimm, der ihn tatsächlich in Verruf gebracht hatte, entschuldigt er sich sogar; er zeichnet einen Beitrag für das Denkmal seines Feindes Voltaire.

Rousseau jammerte zwar unaufhörlich über sein Geschick und die bösen Menschen, es fehlte ihm jedoch die Kraft, den Qualen ein Ende zu machen. Er spielte zwar mit dem Gedanken des Selbstmordes, aber er lehnte ihn ab. Am 12. August 1769 schrieb er an Therese: „Wenn irgendein Unfall meinem Leben ein Ziel setzen sollte, so habe ich, was man auch darüber reden möge, ihn in keiner Weise mit Absicht herbeigeführt!“

Mit abnehmender Körperkraft schwand immer mehr die Kampfeslust, an ihre Stelle trat eine wehmütig ergebene Stimmung. Rousseau sagt einmal: „Es ist lächerlich, einem Dasein von so kurzer Dauer wie das unsere einen solchen Wert beizumessen, ohne Ungeduld erwarte ich mein Ende. Was noch an mir vorhanden ist, schwindet von Tag zu Tag mehr. Es ist der Gnade der Natur und der Menschen ausgeliefert. Es lohnt sich nicht mit ihnen zu streiten.“

Es ergibt sich folgendes psychiatrische Bild: Bei einem Manne mit nervöser Anlage entwickelte sich eine traurige Verstimmung mit paranoiden Bildern (Verfolgungswahn, verbunden mit gesteigertem Selbstgefühl), keine Sinnestäuschungen, namentlich keine Gehörstäuschungen. Der Wahn hielt sich immer in gewissen Grenzen, er wandelte die Persönlichkeit nicht um. Er trat zurück, die Beeinträchtigungsvorstellungen verblaßten.

Werfen wir einen Blick auf die letzten zehn Jahre Rousseaus.

Im Jahre 1768 erkrankte er in der sumpfigen Gegend von Bourgoin an Wechselfieber. Starke Anschwellung des Leibes. Abmagerung. Er konnte sich nicht mehr bücken, nicht mehr die Feder halten. Er führte seine Erkrankung auf die Luft, das Sumpfwasser und mit Alaun verfälschten Wein zurück. Er hielt sein Schicksal für besiegelt. Die Feinde werden nach seinem Tode auf ihm herumhacken, wie Raben, die sich auf einem Aas niederlassen.

1772 besuchte ihn Bernardin de Saint-Pierre. Saint-Pierre sagt von dem Sechzigjährigen: Seine Gesichtsfarbe war gebräunt, die Wangen gerötet, der Mund schön geschnitten, die Stirn hoch gewölbt, das Auge feurig. In seinen Zügen lag etwas schwermütig Schmerzhaftes. Wenn er lachte, verschwanden die Augenhöhlen. Er konnte fröhlich sein, sogar beißend. Alle Leidenschaften malten sich, je nach dem Gesprächsstoff, auf seinem Gesicht. Im Zustand der Ruhe lag in seinen Zügen etwas liebenswürdig Rührendes, Mit-

leid und Achtung Erweckendes. Saint-Pierre fiel es auf, daß Rousseau etwas schwerhörig war.

Der Philosoph stand im Sommer um fünf Uhr auf. Er schrieb dann bis $7^1/_2$ Uhr Noten ab, darauf frühstückte er. Während des Frühstücks ordnete er die Pflanzen, die er tags zuvor gesammelt hatte. Er nannte die Botanik eine wollüstige Faulenzerwissenschaft. Er erkannte die Pflanzen schon am Geruch. Rousseau setzte kleine Gedichte in Musik. Seine Manuskripte schrieb er oft vier- bis fünfmal ab. Immer wieder feilte und verbesserte er [7].

Im vertrauten Gespräche öffnete er sein Herz und entwickelte seine Ansichten. Die geringste Störung, z. B. die Ankunft eines Fremden, verwirrte ihn. Im Genuß geistiger Getränke war er mäßig. Er trank mit seiner Gattin eine Flasche Wein zum Abendbrot. Bei Regen blieb Rousseau zu Hause, bei schönem Wetter ging er mit einer blonden Perücke spazieren, den Hut unter dem Arm, einen kleinen Stock in der Hand.

Am 24. Februar 1776 zwei Uhr nachmittags begab sich Jean-Jacques in die Notre-Dame-Kirche, um auf dem Altar die Handschrift seiner Dialoge Rousseau, Richter über Jean-Jacques, niederzulegen. Er wollte sie der Vorsehung in Verwahrung geben. Er kam bis zum Chor, das Gitter war geschlossen. Ein Schwindelanfall befiel ihn. Es drehte sich alles um ihn. Der Himmel, meinte er, habe sich mit den schlechten Menschen verbündet. Voll innerer Unruhe lief er wie ein gehetztes Wild hin und her, um schließlich abends totmüde, vor Schmerz fast betäubt, in seine Wohnung zurückzukehren.

Verschiedene Zeichen weisen darauf hin, daß Rousseau an einer Arteriosklerose litt, wozu eine chronische Nephritis und Urämie kamen. Die Entwicklung der Schlagaderverhärtung ist wohl durch die dauernden Gemütserregungen begünstigt worden. Rousseau klagte über Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen. Vergeßlichkeit und zunehmende Reizbarkeit fielen auf. Der infolge der Nierenerkrankung im Körper zurückgehaltene Giftstoff verursachte eine Reihe von Beschwerden: Magen- und Darmstörungen, Koliken, Parästhesien, Neuralgien. Corancez beobachtete auch Krampfanfälle, die zweifellos auf die Urämie zurückzuführen sind. „Ich sah ihn oft in einem Krampfzustand, so daß man ihn nicht wiedererkannte. Sein Gesichtsausdruck war furchtbar. Die Augen, weit geöffnet, stierten in die Ferne. Er legte den Arm über die Stuhllehne. Der Arm, so in Schwebe, machte pendelnde Bewegungen."

Rousseaus Lebenslage in Paris gestaltete sich immer mißlicher. Er fühlte immer mehr, daß er alt und gebrechlich wurde. Er sehnte sich hinaus aus der großen Stadt aufs Land, in die Wälder, in die Auen! Durch Vermittlung seines Freundes, des Arztes Le Bègue de Presle, bot ihm der Marquis von Girardin auf dem Schlosse Ermenonville eine Ruhestätte an. Am 20. Mai 1778 reiste Rousseau dorthin. Die ländliche Einsamkeit tat ihm wohl, zumal da man auf seine

---

[7]) Eine merkwürdige Schreibweise der Zeitangabe findet man in Briefen des alten Herrn. Er stellte Tag und Monat zwischen die Jahreszahl, z. B. $17\frac{26}{2}70$; $17\frac{7}{6}70$.

Eigenschaften Rücksicht nahm und ihn gewähren ließ. Rousseau sammelte Pflanzen, spielte mit den Kindern, beschenkte die Ortsbewohner und wurde bald ein Liebling von Groß und Klein. Rousseau hoffte, daß es ihm beschieden sei, noch einige Jahre in Frieden zu leben. Er wollte seine Oper „Daphnis und Chloë“ und den „Emil“ beenden. In den letzten Tagen des Juni klagte er über hartnäckige Kopfschmerzen und Schwindelgefühl.

Der 1. Juli 1778 war ein heißer Tag. Während des Spaziergangs, auf dem ihn der Sohn Girardins begleitete, blieb Rousseau mehrmals stehen und klagte über Leibbeschwerden. Er hatte Erdbeeren mit Milch und Zucker gegessen. Abends aß er noch ein Stück Brot und trank einen Schluck Wein. Am Morgen des zweiten Juli erhob er sich wie gewöhnlich gegen fünf Uhr. Er war guter Laune. Dem Barbier erzählte er einige Schnurren. Spaziergang im Garten. Rousseau frühstückt mit Frau und Magd. Nach dem Frühstück fröstelt ihn. Er klagt über reißende Kopfschmerzen, heftige Leibbeschwerden und Stechen in der Fußsohle. Er verlangt nach Karmelitergeist. Das Schwächegefühl nimmt zu. Seine Frau geleitet ihn zum Bett und verabreicht ihm ein Klistier. Rousseau erhebt sich, um auf dem Nachtstuhl Platz zu nehmen. Die Frau reicht ihm eine Tasse mit Fleischbrühe. Er trinkt ein paar Schluck und gibt ihr die Tasse mit den Worten zurück: „Mein Herz verträgt nichts mehr.“ Plötzlich fällt er vom Stuhl mit dem Kopf nach vorne. In einem urämischen Anfall ist er auf die Fliesen gefallen, eine Hirnerschütterung macht seinem Leben ein Ende.

Bei der Leichenöffnung am 3. Juli fand sich ein Hirnödem (acht Unzen, 250 ccm seröse Flüssigkeit). Die Stirnwunde, die man an der Totenmaske bemerkt, rührt von dem Falle auf den Boden her.

Für die Annahme eines Selbstmordes durch Gift oder durch einen Pistolenschuß liegen keine Anhaltspunkte vor. Ebenso fehlen die Beweise für die Ansicht J. Raspails, Rousseau sei durch seine Gattin Therese mit einem Hammer erschlagen worden.

Die Überreste Jean-Jacques Rousseaus wurden 1794 ins Panthéon gebracht. Die Gebeine sind nicht verstreut worden, wie die Besichtigung am 18. Dezember 1897 ergab. Man fand einen unversehrten Schädel: Le crâne était intact sans aucune trace de perforation ni de fracture.

* *
*

Wie stellte sich der große Philosoph zu der Heilkunde und zu den Ärzten? Er hat von beiden eine sehr schlechte Meinung. In seinem Urteil spiegelt sich die Enttäuschung über die Ärzte wieder.

„Ein kränklicher Körper schwächt den Geist — daher die Herrschaft der Heilkunde, die der Menschheit mehr schadet als alle Übel, die sie zu heilen glaubt.“ — „Ich weiß nicht, welche Krankheit die Ärzte bei mir behandeln, aber ich weiß, daß sie viel schlimmere Krankheiten einpflanzen: Feigheit, Unbeständigkeit, Angst vor dem Tode! Wenn sie sich auch um den Körper kümmern, so morden sie

doch vor allem den Mut! Was nutzt es, daß sie den Leichen wieder auf die Beine helfen?“

Rousseau meint, die Heilkunde sei ein geeigneter Zeitvertreib für Müßiggänger. „Diese Leute müssen Ärzte haben, die ihnen drohen, um ihnen zu schmeicheln, und ihnen Tag für Tag das einzige genießbare Vergnügen verschaffen, noch nicht tot zu sein („Emil“ oder „Über die Erziehung“, Buch 1).

„Lebe naturgemäß, sei geduldig und meide die Ärzte! Dem Tode wirst du nicht entgehen, aber du wirst ihn nur einmal fühlen, während jene ihn täglich von neuem deiner Einbildung einpflanzen und dir mit ihrer Lügenkunst jede Lust weiterzuleben rauben. Ich werde nicht aufhören, nach dem wahren Nutzen ihrer Tätigkeit für den Menschen zu fragen. Einige, die sie heilen, sterben, aber viele Tausende, die sie morden, leben. Ein verständiger Mensch setzt nicht in dieses Glücksspiel, das nur eine geringe Aussicht auf Gewinn bietet“ („Emil“, Buch 2).

Auch in den „Bekenntnissen“ macht Rousseau kein Hehl daraus, wie wenig Vertrauen er zu den Ärzten hatte. Im Alter erlosch der Groll gegen die Jünger des Äskulap. Er sagte zu Bernardin de Saint-Pierre: „Wenn ich meine Werke zu überarbeiten hätte, würde ich, was ich gegen die Ärzte gesagt habe, weglassen. Von allen Gelehrten wissen sie am meisten.“

Literatur-Angaben.

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau, tome I, 1905.
Berthelot, Les Cercueils de Voltaire et de Rousseau. Revue Scientifique 1er janvier 1898.
Berville, S. A., Du prétendu suicide de J. J. Rousseau. Meulan 1868.
Bougeault, Alfred, Etude sur l'état mental de J. J. Rousseau et sa mort à Ermenonville. Paris 1883.
Brockerhoff, Fr., Jean-Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1863—74.
Châtelain, Dr., La folie de J. J. Rousseau. Neuchâtel 1890.
Chéreau, Achille, La vérité sur la mort de Jean-Jacques Rousseau. Deuxième edit. (Bibliothèque J. J. Rousseau, Genève).
Dufour, Théophile, Pages inédites de Jean-Jacques Rousseau. 1re série Genève 1905, 2me série Genève 1907. Le testament de Jean-Jacques Rousseau (février 1763). Genève 1907.
Dufour-Vernes, L., Recherches sur J. J. Rousseau et sa parenté. Genève 1878.
— Les ascendants de J. J. Rousseau. Genève 1890.
Girardin, Stanislas, Lettres à M. Musset-Pathay, auteur de l'ouvrage intitulé Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau. Paris 1824.
— Lettre sur la mort de J. J. Rousseau suivie de la réponse de M. Musset-Pathay. Paris 1825.
Grand-Carteret, John, J. J. Rousseau jugé par les Français d'aujourd'hui. Paris 1890.
Grimm, Fred, Melchior Correspondance littéraire, philosophique et critique. Paris 1878—82.
Lacassagne, A., Les dernières années et la mort de Jean-Jacques Rousseau. Lyon 1913.
Le Bègue de Presle Relation ou notice des derniers jours de Mons. Jean-Jacques Rousseau; circonstances de sa mort; et quels sont les ouvrages posthumes qu'on peut attendre de lui, etc. Londres 1778.
Lemaître, Jules, Jean-Jacques Rousseau. Paris 1908.
Lenotre, G., Paris révolutionnaire. Vieilles maisons, vieux papiers, 4e série. La fin de Thérèse Levasseur. Paris 1908.
Lenz, K. G., Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. Berlin 1906.
Macdonald, Frédérica, La légende de Jean-Jacques Rousseau, rectifiée d'après une nouvelle critique et des documents nouveaux, trad. de l'anglais par Georges Roth.
— Comment J. J. Rousseau fut persécuté. Revue des Revues 1er oct.. 1898.
— La réhabilitation de J. J. Rousseau, deux documents inédits. Revue des Revues, 15 août 1899.
— The legend of Rousseau's children, a reply to some of my critics. London 1909.
Martin-Decaen, André, Le dernier ami de J. J. Rousseau. Le marquis de Girardin 1735—1808, d'après des documents inédits, préface d'André Hallays. Paris 1912.
Möbius, P. J., J. J. Rousseau. Leipzig 1903.
Musset-Pathay, V. D., Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau, suivie de lettres inédites. 2 vol. Paris 1821.
— Réponse à la lettre de M. Stanislas de Girardin sur la mort de J. J. Rousseau. Paris 1824.
Poncet, A., et R. Leriche, La maladie de Jean-Jacques Rousseau d'après des documents récents. Paris 1907.
Raspail, Julien, Le Mystère de la mort de Jean-Jacques Rousseau. Grande Revue, 10 août 1912.

Régis, Prof. Dr., Etude médicale sur J. J. Rousseau. Chronique médicale 1900, Nos 3, 5, 6, 7, 12, 13.
Ritter, Eugène, La famille et la jeunesse de J. J. Rousseau. Paris 1896.
— La parenté de Jean-Jacques Rousseau. Annecy 1902.
Rousseau, Jean-Jacques, Les Confessions. Librairie des bibliophiles. 3 vol. Paris 1905.
— Emile, ou de l'éducation. J. Néaulme. Amsterdam 1762.
— Emil oder Über die Erziehung. Deutsch von Karl Grosse. Leipzig 1872.
— Les rêveries du Promeneur solitaire. Paris 1882.
— Rousseau juge de Jean-Jacques. Dialogue. A. Liechtfield 1780.
Saint-Marc-Girardin, Jean-Jacques Rousseau, sa vie et ses ouvrages, introduction par Ernest Bersot. 2 vol. Paris 1884.
Saint-Pierre, Bernardin de, La vie et les ouvrages de Jean-Jacques Rousseau, édition critique publiée avec de nombreux fragments inédits par Maurice Souriau. Paris 1907.
Sénebier, Jean, Histoire littéraire de Genève 1786. Tome III, p. 252—280.
Streckeisen-Moultou, G., Jean-Jacques Rousseau, ses amis et ses ennemis. 2 vol. Paris 1865.
Union Médicale, La vérité sur la mort de J. J. Rousseau, 1886, p. 17, 49, 65, 97, 209.
— Un mot sur la cause de la mort de J. J. Rousseau, lettre au Dr. Chéreau. 2 août 1866.
Voltaire, Le docteur Pansophe ou lettres de Monsieur Voltaire. Londres 1766.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.